

Ulla Hahn  
Unscharfe Bilder

Roman

Deutsche Verlags-Anstalt  
München

Für Klaus

Ist eine unscharfe Fotografie überhaupt ein Bild eines Menschen? Ja, kann man ein unscharfes Bild immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht oft gerade das, was wir brauchen?

Ludwig Wittgenstein

## I.

Seine Möbel hatte er, soweit sie Platz fanden, mitnehmen können, selbst einen großen Teil der Bibliothek, den Rest wußte er bei der Tochter gut untergebracht. Ehemalige Schüler, wenn sie ihn aus Anhänglichkeit besuchten, ließ er freigiebig aus den Regalen wählen und unterstrich dann gelegentlich einen Satz, der sie ein Leben lang begleiten sollte. Die breiten Borde bogen sich noch immer, und die Stützen einer Leiter hatten das rötlichbraune Parkett schon verschrammt. Oben standen die kostbaren Bände, auch in lateinischer und griechischer Sprache, alte Drucke, die Hans Musbach mit einem Vergrößerungsglas zu lesen pflegte. Seine Festung.

Er fand sich gut zurecht in dem großzügigen Haus am Hafen. Seine Pension reichte für ein Appartement auf der richtigen Seite, dort, wo man die Sonne im Elbstrom untergehen sah, dort, wo der Blick auf die Wellen ging, als versichere ihr gleichmäßiger Schlag, daß alles noch lange – immer und immer – so weitergehen könne. Die weniger Betuchten des Seniorenheims, Residenz, wie man das hier nannte, schauten auf Fischhallen und heruntergekommene Häuser. Nie hätte er sich vor dem Umzug vorstellen können, einmal Stunden zu verträumen, einfach dazusitzen, ohne ein Buch, eine Fachzeitschrift oder den Brief eines Kollegen, den es zu studieren und sorgfältig zu beantworten galt.

Musbach rückte den Stuhl näher ans Fenster. Der Glanz des gleitenden Wassers änderte sich mit dem Himmel,

eben noch wolkenverhangen, dann wieder von ein paar Windstößen leergefegt, blau. Dennoch: Regen lag in der Luft. Sturmwolken zogen von Westen auf. Dann wurde es noch einmal hell, die Wolken zum Horizont getrieben, weit weg über die Werft am anderen Ufer. Herrenlos. Er mochte die Schnelligkeit dieser Wandlungen am Himmel lieber noch als die Bewegungen der Schiffe. Bei Sonne Segelboote, weiß die meisten, manche blau-weiß gestreift, eines mit rotbraunen Segeln. Piratenbraun. Motorboote, Fähren ins Alte Land und nach Krautsand, Containerschiffe und Tanker auf dem Weg in den Hafen, ins offene Meer, unter den Flaggen aller Herren Länder. Schwarz, Rost und Menigrot, von dieser rauhen, zweckmäßigen Schönheit, so anders und doch so ähnlich den alten, erhabenen Schriften.

Das Telefon läutete. Eine freundliche Stimme fragte nach den Wünschen fürs Mittagessen. Fleisch, Fisch, vegetarisch. Sie mußte die Frage wiederholen, ehe Musbach sich für Fisch entschied. Er sah weiter aufs Wasser, den Himmel; ein strahlend weißer Passagierdampfer trieb langsam stromabwärts inmitten lichter Schaumkronen, winzige Menschen an Deck winkten in Richtung der Uferhänge, zeigten sich Häuser und Türme; der Himmel darüber nun voller unbehaglicher schwarzer Wolken.

Trotz der Jahre, die Hans Musbach hier schon so wohlumsorgt verbracht hatte, fand er noch immer wenig Gefallen an diesen gemeinsamen Mahlzeiten. Es fiel ihm schwer, Gespräche zu begleiten, die oft von der Gegenwart nur mehr aufnehmen wollten, was aus ferner Vergangenheit betrachtet wichtig zu sein schien. Wie ein langsam vertrocknender Teich, dem der einst quellende Bach versiegt war, erschien ihm seine Gesellschaft; durchaus noch wache Leute, aber meist, als säßen die Augen nun im Hinterkopf und nicht mehr vorn, unter einer nachdenklichen Stirn.

Fast vierzig Jahre lang waren seine Gesprächspartner junge Menschen gewesen, oft keine einfachen Schüler und auch nicht immer so neugierig, wie er es sich gewünscht hätte. Aber jung, Gegenwartsmenschen, Zukunftsmenschen. Zuerst hätten es seine Kinder sein können, später seine Enkel, doch zu alt hatte er sich mit ihnen nie gefühlt, auch wenn er im stillen manche Aufmüpfigkeiten und lässigen Tabubrüche mißbilligt hatte. Das Leben begann ja mit jedem Schuljahr wieder von vorne, und das hatte ihn glücklich gemacht.

Jetzt war seine Tochter festes Glied zwischen Gestern und Heute in ihren täglichen, gemeinsamen Stunden. Pädagogin wie er. Musbach wußte nur zu gut, was er brauchte und was ihm fehlte. Es war nicht der Verlust seiner gewohnten Häuslichkeit, die er erst verlassen hatte, als er spürte, daß Katja zuviel Zeit und besorgtes Nachdenken für sein tägliches Leben aufwenden mußte. Er vergaß auch nicht, daß er mit diesem Platz an der Elbe, umgeben von liebgewonnenen Gegenständen, so etwas wie das große Los gezogen hatte. Ihm fehlte das Gespräch mit jungen Leuten, das war nun mal die unausweichliche Folge des Alters. Er mußte noch immer lernen, damit gelassener und geduldiger umzugehen. Was hier im Hause jung war, das arbeitete entweder in der Bedienung, in der Küche oder im Zimmerdienst; bei der Massage oder in der ärztlichen Versorgung. Da gab es kaum Zeit, aber sicher auch wenig Interesse für Gespräche mit den Bewohnern; über Höflichkeiten kam man selten hinaus. Er mußte das begreifen, »abhaken«, wie es hieß. »Cool« sein. Wer es kann.

Musbach wusch sich die Hände, fuhr mit dem Kamm durchs Haar, ein spärliches Weiß, aber gut geschnitten, rückte die Fliege zurecht und nahm den Aufzug zum Speisesaal, der zu ebener Erde hinter der Eingangshalle

lag. Selten verfehlte dieser großzügige, elegante Raum seine Wirkung auf Besucher, die glauben mochten, ein Luxushotel zu betreten. Ungehindert ging der Blick durch deckenhohe Fenster auf die Elbe, bequeme Sitzmöbel standen um niedrige Tische, viel Grün in stilvollen Töpfen. Einer der Bewohner hatte dem Haus die Plastik gestiftet, einen dieser meterhohen Hasen des amerikanischen Künstlers Salle, messingglänzend poliert, einen Vorderlauf angewinkelt, den anderen gereckt wie zum Gruß. Musbach fand die Plastik etwas albern, aber doch immerhin besser als manche sogenannten Arbeiten, mit Titeln wie »Eternity« oder »Projekt 1–4«, für sein an der Klassik geschultes Auge unverständlich, ja Hochstapelei: Des Kaisers neue Kleider. Die Halle war leer. Nur Emil am Empfang winkte ihm gutgelaunt: Beeilung!

Alles war schon im Speisesaal versammelt. Auch hier hatte die Heimleitung Umsicht bewiesen. Die »Herrschaften«, wie das Personal die Bewohner in den Gesellschaftsräumen nannte, im Unterschied zu den Kranken- und Pflgetrakten, die Herrschaften saßen in der Regel zu sechst an runden Tischen und waren je nach geistiger Befindlichkeit gruppiert. Die Rüstigen durften ihren Platz an der Sonne genießen, buchstäblich, am Fenster mit Blick aufs Wasser. Geld war hier nicht mehr der Maßstab; auch die Bewohner der teuren Elbblick-Appartements wurden, wenn sie ihre Umgebung kaum noch wahrnahmen, nach hinten, in die Nähe der Küche gesetzt. So konnte schnell jemand hinzuspringen, passierte an einem dieser sogenannten schwachen Tische ein Malheur, etwa daß ein Löffel herunterfiel – Messer und Gabel gab es hier nicht, nur Kleingeschnittenes wurde serviert – oder allzuviel von den Mahlzeiten auf Brustplatz oder Schürze platschte. Eins von beiden bekam an diesen Tischen jeder umgebunden, je

nach dem Stadium des Verfalls der Motorik, wie man Tattrigkeit freundlich technisch umschrieb. Gefüttert schließlich wurde auf den Zimmern. Dann gab es keine Herrschaften mehr, nur noch Patienten.

Natürlich saß Hans Musbach an einem der besten Tische, sogar nur zu fünft, ein Privileg. Mit echten Blumen. Auf den »schwachen Tischen« blühte Plastik, übergroße Rosen oder Tulpen oder Nelken. So konnten sich die Vergeßlichen ihre Plätze merken, wenn sie schon nicht mehr genau wußten, was eine Zahl war.

Der Regen hatte sich verzogen, Mittagslicht fiel durch die hohen Fenster, die Oberlichter standen offen, von draußen das Kreischen der Möwen, von ferne Gehämmer, die Werft. Man hatte bereits mit der Suppe begonnen und war in angeregter Unterhaltung; das sah Musbach schon von weitem. Worüber man sprach? Besonders die beiden Frauen? Wahrscheinlich über den plötzlichen Tod ihrer Rommépartnerin. Das Alter, man war sich einig, ist eben so. Starb einer, wurde der unter freundlichen Nachrufen ausgiebig zu Grabe getragen, in den Stimmen der leise bebende Triumph der Lebenden über die Toten, glücklich, diesmal davongekommen zu sein.

Kaum hatte Musbach Platz genommen, brach das Gespräch ab. Die Damen wußten, mit welchem Sarkasmus er derlei Würdigungen zum Verstummen bringen konnte.

»Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt.« Frau Mulde, ehemals Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerin, hielt ihren Suppenlöffel in der Schwebelage und blickte Musbach an, als könne erst ein »Eins, setzen!« des Oberstudienrats sie aus ihrem Bann erlösen.

»Jaja«, pflichtete ihr der Baß des beleibten Gegenübers bei. »Wer zu spät kommt an den Tisch, findet frisch nicht mehr den Fisch. Frei nach Gorbatschow, haha.« Er heiße



Dicks wie Fix, pflegte er sich vorzustellen. Ehe ihm die Heimleitung dezente Kleidung nahegelegt hatte, war er zu den Mahlzeiten in einem grüngelb schillernden Sportanzug erschienen. Nicht nur den Tischgenossen fiel diese unentwegte Reimerei auf die Nerven. Dafür konnte man sicher sein, daß er, jahrzehntelang Redakteur für die letzte Seite der Wochenendbeilage der hiesigen Tageszeitung, nie zweimal denselben Witz erzählte. An Tisch »Freesie« bildete er das possenreißende Gegenstück zu Musbachs unaufdringlicher Bildung.

Dieser murmelte ein kurzes Grußwort, nahm einen Löffel Suppe, schob den Teller beiseite und nickte Frau Sippel geistesabwesend zu, als bedürfe sie einer Aufmunterung. Die aber hatte sich schon abgewandt, um Frau Mulde einen vielsagenden Blick zuzuwerfen. Der zerstreute Professor war offenbar wieder »in Gedanken«. Ungeduldig ruckte Frau Sippel an ihrer Frisur, die sich wattig um den Schädel bauschte; hier und da schimmerte rosige Kopfhaut durch. Wo blieb der Hauptgang? Überbackener Blumenkohl und gekochter Schinken, ihr Leibgericht. Frau Mulde, so hager wie die andere mollig, stichelte, für sie sei doch alles Eßbare ein Leibgericht und ziemlich alles eßbar. In der Tat war für die Apothekerswitwe die Freude am Essen die einzige reine Freude, die ihr geblieben war, und wenn jemand diese dämpfte, sei es, er wählte ein Stück, das sie im Auge hatte, oder reichte das dunkle statt des hellen Brotes, nahm sie das persönlich übel.

»Blumenkohl, das tut wohl!« Dicks häufte sich die Röschen auf den Teller, jede Löffelbewegung von Frau Sippel argwöhnisch verfolgt. Der Zivi hatte wieder einmal nicht zuerst den Damen serviert, und Dicks besaß nicht die Kinderstube, das zu korrigieren. Wortlos nahm Rattke dem Tischnachbarn die Schüssel aus der Hand und bot sie, be-

tont höflich, Frau Sippel an. Rolf Rattke, Oberinspektor a. D. am Finanzamt, in allen Lebenslagen ein Kenner der Prozente und Statistiken, redete nur das Nötigste, knauserig mit jeder Silbe, mißtrauisch gegenüber jedem Wort zuviel. Dicks war ihm zuwider, und Rattke versäumte keine Gelegenheit, ihn in die Schranken zu weisen, wie er meinte. Was Dicks allerdings kaum bemerkte. Nur die gediegene Würde der Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerin hielt den Finanzbeamten an Tisch »Freesie«, und Hans Musbach natürlich, dem Rattke wegen dessen solider Kenntnis geschichtlicher Zahlen und Daten gleiche Augenhöhe zugestand.

Der wiederum, eben ein alter Lehrer, wußte um seine nur mühsam beherrschte Schwäche, selbst noch in solche Gespräche korrigierend einzugreifen, die nur am Rande der viel aufmerksamer beachteten Speisefolge geführt wurden; sei es, daß ihm ein Sachverhalt unrichtig oder auch nur allzu einseitig vorgebracht schien. Gerade war wieder einmal die Politik an der Reihe – mußte man sich um die eigene Rente wirklich keine Sorgen machen? – und natürlich das Weltgeschehen – schon wieder ein Krieg, Gott-seidank weit weg –, das in jedem der vier Köpfe Platz, Urteil und Wegweisung fand. Musbach beteiligte sich kaum, wollte lieber wissen, was die jungen Leute in Katjas Oberstufe darüber dachten, und verabschiedete sich knapp, als die letzten Löffel des Nachtischs klappernd in die Glasteller gefallen waren.

Wie immer, wenn es irgend ging, legte er sich nach dem Essen schlafen. Katja würde heute früher kommen. Ganz in seinem Tagesrhythmus war er um halb drei wieder bei seiner Lektüre, versenkte sich in die neue Sulla-Biographie, die ihm seine Buchhandlung geschickt hatte. Und vergaß die Zeit.

Erst als der kleine elfenbeinerne Tod an seiner silbernen Renaissance-Uhr den letzten Schlag mit der Sense getan hatte, griff Musbach zum Hörer. Vier Uhr. Wo blieb die Tochter? Nein, keine Konferenz. Sie sei heute sogar schon etwas eher gegangen, habe wohl Wichtiges zu besorgen. Er bedankte sich, legte auf.

Endlich. Auf dem Korridor kamen Schritte näher, energische Schritte. Ihre Schritte. Vor der Tür machten sie halt, schienen sich zu entfernen, kamen zurück. Ein kurzes Klopfen.

»Katja, du bist spät.« Musbachs Stimme hatte die dunklen, tiefen Töne nicht verloren und konnte noch immer klingen wie eine Liebkosung.

Die Tochter, hochgewachsen und schlank, ganz der Vater, den das Alter und die vielen Stunden über den Büchern kaum gebeugt hatten, umarmte ihn flüchtig und machte ein paar Handgriffe, wie sie es gerne tat, wenn sie in diese kleine Wohnung kam; ordnende Handgriffe, so, als gelänge es ihr auch hier noch, den Vater in ihre respektvolle Obhut zu nehmen. Dann rückte sie ihren gewohnten Stuhl heran und wiederholte, wie er sich fühle, so nebenher, wie zuvor.

»Gut, wie's eben so ist, wenn die Zeit abläuft.« Musbach saß in seinem Sessel hinter dem Schreibtisch wie immer.

Katja schaute auf ihre Hände, ringlos, die Nägel kurzgeschnitten, an schlanken Fingern, die zupacken konnten. Sie mußte nicht warten, bis sich jemand erbarmte, ihr ein Regal aufzustellen, den Computer anzuschließen, das Fahrrad zu reparieren. Die praktischen Seiten des Alltags zu meistern, hatte sie das Leben als »Einpersonenhaushalt« gelehrt. Auch Katja liebte ihre Bücher und zog sich mitunter eines über den Kopf wie andere die Bettdecke. Doch sie tauchte aus diesen »Exzessen«, wie sie es für sich nannte, jedesmal gestärkt wieder auf. Nicht nur das Lesen hatte

ihr der Vater beigebracht: Nichts Böses könne uns geschehen, solange wir das Gute in den Büchern fest halten. Bücher: die besten und verlässlichsten Freunde. Dieser Kinderglaube, verwurzelt in Fabeln und Lebensberichten der alten Lateiner, war mit ihrem Erwachsenwerden nicht brüchig, eher zu einer Glaubensgewißheit geworden. Bücher als Talismane.

Katja bückte sich zur Aktentasche, ließ die Schlösser aufschnappen, ihre Augen machten einen Bogen um den Mann, der da vor ihr saß, die dunkle Fliege exakt gebunden wie all die Tage und Jahre zuvor.

Von ferne tutete ein Schiff. »Der Lotse«, sagte der Vater abwesend, gedankenverloren. »Das ist der Lotse. Er geht von Bord.«

Noch immer ließ die Tochter ihre Augen wandern, als müsse sie jeden einzelnen Gegenstand festhalten, so wie er jetzt war. Als könne ein jeder ihr ein Geheimnis offenbaren, ein Rätsel lösen. All die vertrauten, so fraglos geliebten Gegenstände, fraglos wie ihre Liebe zum Vater selbst.

So sah die Tochter um den Vater herum, eine lange Weile, wie beiden schien, ehe sie sich ein weiteres Mal nach der Tasche bückte und sich aufrichtend ein Buch auf den Schreibtisch legte, dem Vater vor die Augen.

Musbach griff nach der Brille neben der Kapitänstasse mit dem Sprung, blickte auf das Buch und schob es beiseite. Zog die Schreibtischschublade auf und kramte wortlos von weit hinten Tabakbeutel und Pfeife hervor. Die Ärzte hatten ihm vom Rauchen abgeraten, und seine Tochter achtete streng darauf, daß er das Verbot einhielt. Diesmal sagte sie kein Wort, als er die Pfeife umständlich stopfte und ein Streichholz nach dem anderen anriß.

Zerstreut folgte sie den Bewegungen seiner Hände, auf dem Ringfinger der Linken ein antiker Stein von blutroter

Farbe, der, wenn das Streichholz aufflammte, grünlich phosphoreszierte. Als Kind hatte sie sich an diesem wunderlichen Funkeln gar nicht satt sehen können. Nun wandte sie den Blick ab.

»Verbrechen im Osten«. Auch eine Neuigkeit!« Verärgert lehnte Musbach sich in seinen Sessel zurück, warf einen zweiten Blick auf das Buch und zuckte die Achseln. »Wir wissen doch wirklich, was war. Jahrzehntelang, ja sicher, jahrzehntelang hab ich das mit meinen Schülern diskutiert. Ein halbes Jahrhundert. Was soll ich damit? Hier in meiner Ruhe?«

»Ruhe für wen?« gab die Tochter zurück und zog den Katalog wieder zu sich heran. Ihre grauen Augen verengten sich in einer eigentümlichen Spannung, als wolle sie einen Kampf mit ihm aufnehmen.

»Kein Kaffee heute?«

Der Vater legte die Pfeife beiseite und stand auf. Die Espressomaschine, ein gepflegtes Museumstück aus der Vorkriegszeit, füllte die Kochnische fast vollständig aus. Als Kind hatte Katja dieses Ungetüm geliebt und gefürchtet wie ein Fabelwesen. Es sei von Hugo, hatte der Vater einmal erklärt, seinem besten Freund, und eine Zeitlang waren ihr die Maschine und Hugo durcheinandergeraten, hatte sie das duftende, fauchende Gerät einfach Hugo genannt. Er sei mit Hugo im Krieg gewesen, hatte der Vater später erzählt, davor hätten sie zusammen Abitur gemacht und studiert. Hugos Mutter Italienerin. Daher die Maschine. Mehr war aus dem Vater nie herauszubringen. Gefallen, hatte er nur ungewöhnlich barsch auf die Frage erwidert, was aus Hugo geworden sei. Und die Mutter legte warnend den Finger auf die Lippen.

Die Maschine brodelte, zischte, der Vater drückte den Hebel, Katja zog die eine Tasse weg, schob die andere

unter den Hahn. Kein Tropfen ging verloren. Jedesmal hatten Vater und Tochter ihre Freude an dem kleinen Spiel.

»Bitter.« Katja schüttelte sich. »Hast du die Kaffeesorte gewechselt?«

»Er wird manchmal so, wenn die Dose zu lange offenstand«, sagte der Vater entschuldigend. »Morgen kommt Nachschub. Und in der Schule? Erzähl!«

»Nichts Besonderes«, erwiderte Katja.

»Nichts Besonderes?« Musbach war enttäuscht. Gerade heute? Die Berichte seiner Tochter über die Schulwelt draußen erwartete er fast mit der Spannung eines Voyeurs, dem das Leben anderer eigenes ersetzen soll. Es war dann beinahe wie in alten Tagen, wenn er Gerda, seine Frau, an seinem Schulleben hatte teilnehmen lassen. Nun war er der Zuhörer. Er, der bei Generationen von Schülern als Redner für seine mitreißende Kraft berühmt gewesen war, hörte nun gierig zu und redete am liebsten nur noch nach innen, mit seinen Antiken, wie er sie nannte, lateinischen und griechischen Dichtern, Philosophen und Geschichtsschreibern.

»Wirklich nichts Besonderes?« wiederholte er.

Katja ließ sich nicht drängen. »Heute nicht«, erwiderte sie kurz angebunden. Das Gespräch blieb stockend, der gewohnte Fluß von Neugier und Fürsorge wollte sich nicht einstellen. Schließlich schob sie ihm auffordernd das Buch wieder zu, wie eine längst fällige Rechnung. »Ich bin schon spät. Schau dir das Buch bitte an. Dein Bild wirst du da ja nicht drin finden.«

Anders, entfernter als sonst, küßte sie ihn auf die Wange.

Es war noch warm, und Katja beschloß, ein Stück weit zu Fuß zu gehen. Sie war in Hamburg aufgewachsen, nahe der Universität, wo auch ihre Wohnung lag. Eine der weni-

gen, die noch nicht in Eigentum umgewandelt worden waren. In diesen Straßen war sie zu Hause, und verließ sie ihr Quartier, fühlte sie sich oft wie in einer fremden Stadt. Was sie genoß. Im Schanzenviertel fand sie ihren türkischen Bazar, am Falkenstein Beverly Hills, Italien beim sommerlichen Großneumarkt. Heute wählte sie ein elegantes Viertel an der Alster. In den Kastanien ein leichter Wind, hohe, weiße Häuser, offenstehende Fenster. Seit wenigen Tagen verblaßte der Sommer allmählich zum Herbst, Frühherbst mit seinem sanft verschleierten, bitrenden Licht. Auf den Balkonen saßen sie beim Wein oder lasen Zeitung, leises Gelächter, ein Saxophon. Eine Frau, aufs Geländer gestützt, rauchte und ließ den Blick übers Wasser, die Wiesen, die Pappeln schweifen, und Katja folgte ihren Augen in den Himmel, der sich in Abendtönen aufzulösen begann. Aber durch das sommersatte Grün streckten andere Bäume ihre kahlen Äste, daran die unscharfen Umrisse lebloser Körper. Und in die Wolken stiegen Gesichter, Gesichter aus ferner Vergangenheit, durch die Bilder der Ausstellung wieder so nah, Gesichter, die Katja nie gesehen hatte, Gesichter von Fotos, Gesichter, aschefarben wie in Träumen, aus denen aufzuwachen man glücklich ist.

Es dämmerte schon, als sie die Treppen zu ihrer Wohnung hinaufstieg, vier Stockwerke unterm Dach, nur der gestirnte Himmel über uns, hatte Albert beim Einzug geschwärmt. Und an Sommerabenden konnten sie zusehen, wie die Sonne im Spiegel flammender Kupferdächer unterging. Er liebte die Stille wie sie. Zweimal waren sie umgezogen, immer höher, bis sie niemand mehr stören konnte mit Gepolter von oben. Es war ein ruhiges Haus. Daran hielt sich auch die Klavierlehrerin aus dem ersten Stock; ihre Schüler übten mit Dämpfer, und sie

selbst spielte wundervoll. Zwischen sechs und neun. So war's vereinbart. Gerade Chopin.

Vergeblich wählte Katja die Nummer vom Pizzadienst. Der Kühlschrank wieder leer. Seit sie allein lebte, war das normal. Und gut für die Figur.

Auch die Nummer Renis war besetzt. Vielleicht, fuhr es Katja durch den Kopf, wäre diese Nummer auch damals besser besetzt gewesen, damals vor zwei Jahren, als sie auf der Suche nach einer Zange im doppelten Boden des Werkzeugkastens die Briefe gefunden hatte: »Albert, Liebster, ich kann es kaum erwarten.« Briefe einer »Luftfee«, oder hatte da »Lustfee« gestanden? Egal, die Briefe waren eindeutig. Das Parfüm ranzig.

Sie hatte die Briefe an sich genommen, nur die Umschläge sorgfältig wieder an ihren Platz gelegt. Sorgfältiger noch die Küche geschrubbt, dann das Bad und noch immer nicht gewußt, wie weiter. Die ersten Herbststürme hatten eingesetzt; sie brachte die Sommersachen in den Keller, die Winterkleider hinauf in die Schränke, versteckte die Briefe hinterm Strandzeug und hatte noch immer nicht heulen können. Als sie Stunden später Reni anrief, hatte sie das hinter sich; aber was sie tun sollte, wußte sie trotzdem nicht.

»Im Prinzip gibt es zwei Möglichkeiten«, riet die Freundin. »Gehen oder bleiben. Bleiben mit Verzeihen. Oder Bleiben mit Schweigen. Will sagen: Entweder du stellst ihn zur Rede. Oder du sagst nichts und machst weiter.«

Katja hatte weitergemacht und sich »Zeit heilt Wunden« eingeredet. Doch was wuchs, war eine Narbe aus Mißtrauen. Alles, was Albert sagte und tat, schien ihr doppelbödig wie sein Werkzeugkasten, und das, was er nicht tat und sagte, auch.

So war sie immer mürrischer, abweisender, kälter gewor-



den, und als er wenige Wochen später einen Ruf nach München bekam, bemühte sie sich nicht um eine Versetzung. Was sie ihm verschwieg. Er räumte seinen Schreibtisch und seine Seite im Kleiderschrank, und sie heuchelte Bedauern. Sein Bettgestell stand schon zwei Wochen später auf dem Speicher. Kam er, schlief er auf der Couch. Er hatte nichts dagegen, schien zufrieden.

Und Katja schloß sich wieder enger dem Vater an. Wäre die Mutter noch am Leben, hätte das wenig geändert. Der Vater war schon immer ihr Held und nun ihre zuverlässige Stütze. Ihm mußte sie nichts erklären. Sie hatte Albert schuldig gesprochen; es war erwiesen. Die Briefe Fakten.

Nachdenklich wog sie die Figuren in der Hand, Stücke von Ausgrabungen, ersteigert in der Türkei, wo sie Albert in den Sommerferien oft besucht hatte. Auch die Eltern waren einmal mitgefahren an die Dardanellen, zu den Spuren des alten Troja. Wenn der Altphilologe und der Archäologe miteinander gestritten hatten, ob es dieses Troja nun gegeben habe oder nicht, ob sich Homer alles nur ausgedacht habe, wie groß das Körnchen Wahrheit sei, hatten Mutter und Tochter dabeigesessen wie Zuschauer im Gerichtssaal. War der von Schliemann ausgegrabene Ort wirklich das alte Troja?

Glückliche Tage. Als man sich die Köpfe heiß redete über längst versunkene Welten, wenn es darum ging, ob Hissarlik einmal Troja/Ilios hieß; wie dieses Hissarlik zur Bronzezeit genannt wurde; ob die Mykenen Griechen waren; ein Krieg um Troja Geschichte oder eine Geschichte war. Alte Rätsel, die keinem mehr Kummer bereiteten. Pures Vergnügen. Aber auch der Versuch einer Antwort auf Fragen nach dem eigenen Ursprung.

Katja stellte den kleinen Bronzekrieger wieder an seinen Platz.

Das Telefon klingelte. Sie nahm zu spät ab. Der Anrufer hatte aufgelegt.

»Gibt es Neues vom Fräulein Tochter?« wandte sich Frau Sippel aufmunternd an Musbach, der sein Gemüse auf dem Teller hin- und herschob. Inge Sippel wußte, daß die Tochter verheiratet war, ließ sich aber das »Fräulein« nicht nehmen, wohl weil sie Katja nur allein sah. Alleinstehende Frauen waren für sie Fräulein, »Ordnung muß sein.« »Rank und schlank wie eh und je«, plapperte sie weiter. »Wohl verliebt in ihre Figur. Na, ich hab ihr gesagt, sie soll aufpassen. Sie kommt bald in das Alter. Ich hab's aufgegeben, damals als mein Mann starb. Schluß mit den Diäten. Schrecklich!« Nickte und bugsierte eine Backpflaume auf die Gabel, umsichtig, fast zärtlich.

»Ach was!« Wenn die Rede aufs Essen kam, fühlte Frau Mulde sich angesprochen. »Gesund muß Essen sein. Maßhalten. Vernünftig essen. Das ist Pflicht!«

»Alles in Ordnung mit dem Fräulein Tochter?« wiederholte Frau Sippel ihre Frage. »Sie schien mir so in Gedanken, ganz der Vater.« Katja hatte, anders als sonst, die Frau heute kaum begrüßt, und diese konnte ihren Verdruß hinter einem süß-besorgten Tonfall nur schlecht verbergen.

»Ja, natürlich«, erwiderte Musbach, und Frau Mulde sprang ihm bei: »Sicher eine Klassenarbeit. Das sind Korrekturen bis spät in die Nacht. Ich weiß das noch von meinem Sohn, als der ...«

Keiner hörte mehr zu. Nicht einmal Rattke, der nach einem verstohlenen Blick auf die Uhr Hans Musbach fragte, ob er sich heute abend den zweiten Teil der Stalingrad-Dokumentation ansehe. Eine rhetorische Frage, mit deren Hilfe er Musbach in eine Diskussion über Art und Umfang des Zahlenmaterials der Sendung zu verwickeln hoffte.

»Stalingrad«, kam Dicks dem Angesprochenen zuvor, die beiden A verächtlich in die Länge ziehend. »Wer interessiert sich denn heute noch für Stalingrad? Es gibt doch frische Kriege genug!« Hatte er leise gekichert?

»Nein, schau ich mir nicht an«, erwiderte Musbach kurz.

Doch Rattke, entgegen seiner sonstigen Wortkargheit, ließ nicht locker. »Nicht? Warum nicht? Ist doch eine hervorragende Dokumentation. Alles akkurat belegt.«

»Nicht?« wiederholte auch Frau Sippel verblüfft und ergänzte, noch verärgert über Katja: »Wo Sie doch sonst ständig betonen, daß nichts vergessen werden darf aus dieser Zeit. Mein Sohn schwärmt noch heute von Ihrem Geschichtsunterricht. Egal, ob Kaiser Nero, Caesar oder Caligula, irgendwie, erzählte mein Christoph bei jeder Familienfeier, kriegt der Musbach den Bogen zu Hitler und ins Dritte Reich. Wortwörtlich konnte der Junge wiederholen, was Sie den Kindern damals beigebracht haben. Daß alle Deutschen heute Verantwortung tragen und so. Und das vor der ganzen Verwandtschaft!«

»Calígula«, erwiderte Musbach trocken. »Nicht Caligúlla. Ja, so war's.«

»Fakten bleiben doch immer interessant«, meinte Rattke, der sich gemaßregelt fühlte.

»Jawohl«, pflichtete ihm die kleine Dame bei, die sich von einem der Nebentische genähert hatte. »P, E, nichts, nichts, N, nichts, dann wieder nichts und noch mal nichts«, sagte sie statt einer Begrüßung. »Chinesischer Schoßhund mit acht Buchstaben.« Kaum ein Tag verging, an dem sie nicht an Tisch »Freesie« Beistand für ihre Kreuzworträtsel suchte, vornehmlich von Musbach. Sie bewunderte sein hervorragendes Gedächtnis. »Registrierkassengedächtnis«, hatten die Kollegen gespöttelt; in der »Residenz« wurde er nur noch beneidet.

»Könnten wir nichts vergessen, würden wir uns auch nichts Neues merken können«, tröstete er gern, wenn Mitbewohner beunruhigt über Vergeßlichkeit klagten. Vor längerer Zeit hatte er hier einen Vortrag über die »Gedächtniskunst« gehalten und einige antike Techniken des Auswendiglernens vorgestellt. Nicht ohne zu betonen, daß Büchern über das Behaltenlernen auch jeweils ein Kapitel zur Kunst des Vergessens angefügt war. »Das allgemeine Vergessen«, hatte er geschlossen, »gehört zur menschlichen Natur.« Und: »Sein Unglück vergessen können ist die Hälfte des Glücks«, hatte er einen seiner antiken Wegweiser zitiert.

Das Publikum war beeindruckt. Tage-, ja wochenlang hatte man sich mit Musbachs Anekdoten und Beispielen auseinandergesetzt. Für manche war dieser Abend geradezu eine Erlösung gewesen. Vergessen kann befreien – Erinnerung quälen. Darin war man sich einig. Frau Sippel hatte geträllert: »Glücklich ist, wer vergißt, was doch nicht zu ändern ist«, und eine andere fiel ein: »Mach' es wie die Sonnenuhr, zähl' die goldenen Stunden nur.« Nur die Anfänge lohnten das Erinnern, hatte eine dritte gemeint, Anfänge wie Seifenblasen, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, schillernde Kugeln, atemleicht durch einen Draht-ring in die Luft geblasen, alsbald zerplatzt.

Aber auch die Ernsthafteren waren der Ansicht, daß es mitunter gut sein könne zu vergessen, den Haß, Schmerzen, das Leid. Wenige protestierten. Vergessen, meinten sie, das ist leicht gesagt. Dann kommt der Schrecken in den Träumen wieder.

»Lethe trinken«, hatte Musbach damals geraten. Lethe, der Fluß der Unterwelt, der den Seelen der Verstorbenen Vergessen spendet. Wer daraus trinke, könne seine frühere Existenz vergessen und werde wiedergeboren. »Wohl zu-

viel Lethé getrunken« wurde zum geflügelten Wort für alle, die abends nicht mehr wußten, wohin sie morgens ihre Pantoffeln gestellt hatten.

Musbach war müder als sonst vom Abendessen zurückgekommen. Er hatte das kurze Gespräch mit Katja vergessen wollen, doch da lag es wieder, das Buch, der Katalog, dieses Signal einer Zeit, die er einst so mühsam verlassen hatte.

Wieder spürte er den Ärger, der ihn erfaßt hatte, als Katja ihm den Fotoband so herrisch über den Schreibtisch geschoben hatte. Was sollte die herablassende Bemerkung: »Schau dir das Buch bitte an. Dein Bild wirst du da ja nicht drin finden.« Dieser Satz, ihre Stimme, unsicher und herausfordernd zugleich, ließen ihn nicht los.

Musbach versuchte, in den Fluß seiner Tage zurückzufinden. Er schlug das Buch wieder auf, das er bei Katjas Ankunft zur Seite gelegt hatte. Aber Sulla konnte ihn nicht zurückgewinnen.

Unentschlossen musterte er seine sauber geordneten Buchreihen nach einer Lektüre, die ihn Katalog und Gepapper des Speisesaals vergessen lassen würde. Er konnte sich nicht entscheiden. Was er kannte, müßte ihn heute enttäuschen und die neue, geradezu obszöne Catull-Übersetzung schien ihm allzu gewagt und verletzte seinen Sinn für die Strenge der lateinischen Form. Er machte den Fernseher an: Krimis. Wohin man zappte, die bekannten Gesichter. Schon auf den ersten Blick wußte man, wer an diesem Abend der Schuft sein werde. Oder, Überraschung: das seit Jahren gewohnte Gesicht des sympathischen Kommissars als Fratze eines Verbrechers. Verwirrung der Klischees. Aber andauernd dieselben Schauspieler, festgeschriebene Typen mit austauschbaren Texten. Und dann diese Ratespiele. Ein blondes Dekolleté versprach den



Ulla Hahn

**Unscharfe Bilder**

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-13523-2

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: November 2013

»Unscharfe Bilder« ist ein Roman über den unerwarteten Zusammenprall der Erlebniswelt des Krieges mit den ganz anderen Erfahrungen der nächsten Generation. Der Roman schildert diese Konfrontation der Bilder, diese Erinnerungskluft, als den späten Weg der Selbstfindung eines einst verstrickten Vaters, aber auch als ein neues Begreifen der Tochter. Vergessen kann man nur, was man zuvor erinnert hat.

Katja ist entsetzt: Sie ist sicher, auf einem Foto der Ausstellung »Verbrechen im Osten« ihren Vater bei der Erschießung von Zivilisten entdeckt zu haben. Sie wußte nur, daß er als Soldat in Rußland war. Er war immer ihr Vorbild. Sie bringt ihm den Katalog, der dieses Bild nicht enthält, in sein Seniorenheim. Nun hofft sie, daß ihr Vater, konfrontiert mit den Fotos im Katalog, von sich aus auf sein Verbrechen zu sprechen kommt. Widerwillig beginnt er zu erzählen. Aber in ihm leben ganz andere Bilder. Geschichten vom Leid und Tod deutscher Soldaten, von Freundschaft und Liebe mitten in der Mordwelt, von bewegenden Begegnungen mit Sowjetbürgern. Gegen ihren Willen wird Katja von den Erzählungen des Vaters mitgerissen – und der Leser mit ihr. Aber sie beharrt auf der Wahrheit ihres Bildes. Erst spät deckt Katja dem Vater – und dem Leser – ihre Karten auf. Dann werden die unscharfen Bilder klar, die vermeintlich so scharfen vieldeutig.